

PIPER

Donna Milner.

Die spannendste
Newcomerin in
diesem Bücherherbst.

»Ein kraftvoller Roman von Liebe, Erlösung, Tragik und dunklen Geheimnissen. ›River‹ ist schon jetzt ein moderner Klassiker von dramatischer Schönheit und mit genügend Gefühl, um selbst einen Schwergewichtler umzuhauen.«
The Independent Weekly

Bes.Nr. 9783449290444

Donna Milner

River

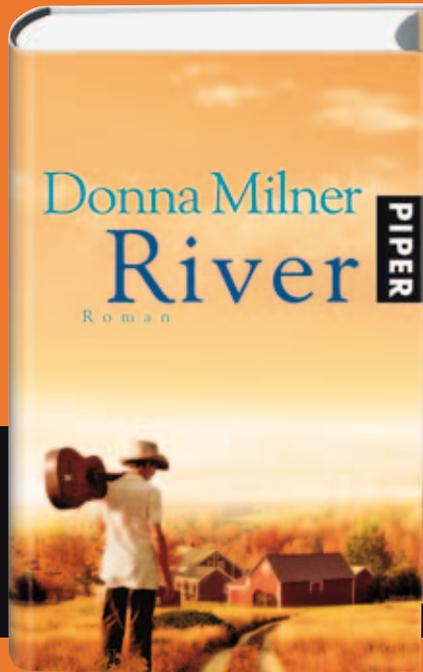
Roman

PIPER

Exklusive
Leseprobe



River kam zu Fuß.
Er war wie ein Wunder.



Aus dem kanadischen Englisch von Sylvia Höfer
400 Seiten. Gebunden € 19.90

Der Roman erscheint am 11. September

Donna Milner

River

R o m a n

Aus dem kanadischen Englisch von Sylvia Höfer

LESEPROBE

Piper
München Zürich

PIPER

Er kam zu Fuß. Wie eine Fata Morgana erschien er zwischen den flirrenden Hitzewogen auf der Straße, die sich bis zu unserem Tor wand. Ich beobachtete ihn aus dem Schatten unserer geschlossenen Veranda heraus.

An jenem heißen Julitag im Jahr 1966 war ich vierzehn, und bis zu meinem Geburtstag waren es nur noch ein paar Wochen. Ich lehnte an der Verandatür und blinzelte in die Sonne, während aus der Wäscheschleuder hinter mir die letzten Wassertropfen abflossen. Draußen hing die Wäsche einer ganzen Woche schlaff und reglos auf den drei Wäscheleinen, die quer über den Hof gespannt waren. Betttücher, deren Weiß im gleißenden Sonnenlicht schmerzte, bildeten die Kulisse für den geordneten Aufmarsch der Textilien unserer gesamten Familie. Davor agierte Mom auf dem Trockenplatz, den Mund voller Wäscheklammern, den Rücken der Straße zugekehrt. Sie bückte sich, nahm aus dem Weidenkorb zu ihren Füßen ein feuchtes Jeanshemd, schüttelte es energisch aus und klammerte es an die Leine.

Irgendetwas an meiner Mutter war an diesem Tag anders. An Waschtagen trug sie meist ein Kopftuch, dessen Enden sie mitten auf der Stirn zusammenknotete. An diesem Nachmittag jedoch hatte sie sich ihr Haar mit Nadeln und Kämmen hochgesteckt. Nur widerspenstige blonde kleine Strähnen hatten sich um ihr Gesicht herum und im Nacken gelöst. Aber es war noch etwas anderes. Sie war zerstreut, hatte sogar gerötete Wangen. Bestimmt hatte sie einen Hauch Avon Rouge aufgelegt. Sie hatte mich schon vorher, als sie die Jeans meiner Brüder durch die Schleuder jagte, dabei ertappt, wie ich ihr Gesicht betrachtete.

»Ach, das ist nur die Hitze«, sagte sie, strich sich die Haare zurück und schob sie hinter die Ohren.

Doch während sie die letzte Ladung aufhängte, beachtete sie die Straße nicht, und so erblickte ich ihn vor ihr. Ich sah zu, wie er bei unserer hinteren Weide um die Biegung kam. Er stieg über das Viehgate, ging durch die flimmernden Schatten der Pappeln, dann wieder im grellen Sonnenlicht. Er trug einen großen grünen Matchesack über der einen Schulter und über der anderen einen schwarzen Gegenstand. Als er näher kam, erkannte ich, dass es ein Gitarrenkoffer war, der im Rhythmus seiner gemächlichen Schritte gegen seinen Rücken wippte.

Ein neues Wort in meinem Wortschatz. Ein fremdes Wort. Es stand für seltsam gekleidete junge Amerikaner, die sich den Frieden wünschten: Es stand für Leute, die gegen den Vietnamkrieg demonstrierten und Blumen in die Gewehrläufe der Bereitschaftspolizisten steckten. Man munkelte, dass einige über die Grenze, die drei Kilometer südlich von unserer Farm verlief, nach Kanada kämen. Bis jetzt waren das nichts als Gerüchte. Gerüchte und die flimmernden Fernsehbilder, deren Empfang in unserem Tal zwischen den Bergen reine Glückssache war. Einen Hippie aus Fleisch und Blut hatte ich noch nicht gesehen. Bis jetzt.

»Was ist?« Moms Stimme holte mich aus meiner Trance. Sie kam herein und übergab mir den leeren Korb. Noch bevor ich antworten konnte, wandte sie sich um und blickte die Straße hinunter. Inzwischen hatte unser Hütehund Buddy den Kopf gehoben und schoss von der unteren Verandastufe los, auf der er in der Nachmittagssonne gedöst hatte. Der Border-Collie sprang über den Palisadenzaun, flitzte am Viehstall vorbei, ein einziger schwarz-weißer Wirbelwind, und bellte eine verspätete Warnung.

»Buddy!«, rief Mom ihm nach. Doch da kniete der langhaarige Fremde schon im Straßenstaub und sprach beruhigend auf den

Hund ein. Einen Moment später setzte er, mit Buddy an der Seite, den Weg zum Hof hinauf fort. Als der Border-Collie ihm die Hand leckte, lächelte er uns von der anderen Seite des Zauns zu. Mom lächelte zurück, strich sich die feuchte Schürze glatt und ging die Verandastufen hinunter. Ich zögerte nur einen Augenblick, dann stellte ich den Wäschekorb ab und folgte ihr. Wir trafen ihn am Tor.

Mom hatte ihn erwartet.

Was sie nicht erwartet hatte, war all das Leid, das wie ein kalter Wind folgen sollte.

Ich hätte es wissen müssen. In all den Jahren hat es nie jemand laut gesagt. Aber ich konnte die unausgesprochene Frage in den Augen der anderen lesen. Vierunddreißig Jahre später stelle ich mir immer noch diese Frage.

Manchmal ertappe ich mich dabei, wie ich in meine Kindheits-erinnerungen zurücksinke. Bevor alles anders wurde. Zurück in die Zeit, als es unvorstellbar war, dass meine Familie nicht immer zusammen sein würde. In die Zeit, als meine Welt aus unserer Farm bestand, aus jenen hundertsechzig Hektar Land in British Columbia, die, tief in den Cascade Mountains gelegen, einem engen Tal abgetrotzt waren. Alles andere, die knapp fünf Kilometer nördlich gelegene Stadt Atwood mit ihren zweitausendfünfhundert Einwohnern, schien nur den Hintergrund für unsere heile Welt abzugeben. So kam es mir jedenfalls vor, bis ich fast fünfzehn war.

Das ist die Zeit, in der die Erinnerungen an »Danach« einsetzen. Manchmal vergehen Wochen, Monate, sogar Jahre, und ich tue

so, als wäre nichts davon geschehen. Und manchmal glaube ich es sogar.

Dennoch ist es unmöglich, diesen Sommertag des Jahres 1966 zu vergessen. Den Tag, der die Zeit, als meine Familie heil und in Ordnung war, von jener trennte, als nichts mehr so war wie zuvor.

Der Anfang jener Kette von Ereignissen, die unser ganzes Leben umkrepeln sollten, war keineswegs welterschütternd. Eine Zeit lang hatte dieser Anfang sogar etwas Schönes.

Danach sollte Mom alles, was geschah, auf die Welt schieben, die bis zu unserer kleinen Farm vordrang. Neue Highways wurden gebaut, und unsere Stadt sollte mit dem Trans-Canada Highway verbunden werden. In den East Kootenays wurden Täler geflutet und Staudämme errichtet, die eine aufstrebende Provinz – und, wie mein Vater sagte, »unseren machthungrigen Nachbarn im Süden« – mit Elektrizität versorgen sollten.

»Hier gibt es zu viele Jobs.« So brachte Mom an jenem Abend beim Essen ihre Besorgnis zum Ausdruck, weil der Farmarbeiter Jake, der bei uns gewesen war, solange ich denken konnte, ohne Vorwarnung seinen Abschied genommen hatte. »Wer wird da schon Lust haben, auf einer kleinen Milchfarm irgendwo tief in der Pampa zu arbeiten?«

»Wir schaffen das schon«, sagte Dad. »Morgan und Carl springen für ihn ein, und Natalie kann in der Molkerei helfen.« Er beugte sich vor und tätschelte Mom die Hand.

»Nein.« Mom wich zurück und stand auf, um die Kaffeekanne zu holen. »Du vergrößerst die Herde immer weiter, und meine Jungs sollen immer früher von der Schule abgehen. Zumindest einer meiner Söhne wird den Highschoolabschluss machen.« Sie

unterließ es hinzuzufügen: »... und dann auf die Universität gehen.« Von diesem Traum sprach sie nicht mehr. Carl war ihre letzte Hoffnung.

Und so stellte sie den Ersten und Einzigen ein, der auf ihr Zweizeileninserat im angerufen hatte. »Er hat eine schöne Stimme«, sagte sie, als sie es uns an jenem Julimorgen mitteilte. Dann, als wäre es ihr eben noch eingefallen, fügte sie hinzu: »Er ist Amerikaner.«

Ich warf einen Blick zu meinem Vater hinüber. Seine dichten Augenbrauen hoben sich, während er ihre Worte verdaute. Meine Eltern waren gegensätzlicher Meinung über die Tatsache, dass junge Amerikaner sich der Einberufung entzogen und in Kanada Zuflucht suchten. Ich fragte mich, ob ich jetzt einen richtigen Streit zwischen meinen Eltern erleben würde. Dad war selten mit Mom böse, aber sie traf ja auch selten eine Entscheidung, ohne sich vorher mit ihm zu beraten. Schon gar nicht, wenn sie wusste, dass er eine vorgefasste Meinung über ein Thema hatte. Er sagte nichts. Doch an der Art, wie er aufstand, sich seinen Snap-brim – den Hut mit der breiten Krempe – vom Haken an der Tür schnappte und auf den Kopf stülpte, erkannte ich, dass er nicht gerade erfreut war.

»Na«, sagte Mom, nachdem die Küchentür hinter Dad und Carl zugefallen war, »das ist wohl noch einmal gut gegangen, hm, Natalie?« Dann setzte sie, während sie ihre Gummihandschuhe überzog, eine ernste Miene auf und sagte: »Ich weigere mich, noch einen Sohn an diese Farm zu verlieren.«

Seit dem Augenblick, da meine drei Brüder einen Eimer tragen konnten, waren sie Geiseln des Melkplans. Jeden Morgen standen sie auf, wenn es noch dunkel war, stapften über den kalten

Linoleumboden des oberen Schlafzimmers und schlüpfen in ihre Overalls. Ich glaube heute noch, dass Boyer in seinen Kleidern schlief.

Boyer, der älteste meiner Brüder, hatte ein eigenes Zimmer – eher ein Kabuff – auf dem Dachboden. Als er zwölf war, hatte er es satt, sein Zimmer mit Morgan und Carl zu teilen, und richtete sich zwischen den Dachsparren ein eigenes Nest ein. Er zimmerte sich eine primitive Holzleiter, über die er durch ein Loch in der Flurdecke hinaufkletterte. Mit vierzehn baute er dann eine richtige Treppe.

In dieser Dachkammer war es an manchen Wintertagen so kalt, dass man den eigenen Atem sah. Im Sommer konnte die stickige Luft nicht einmal durch das offene Fenster abziehen. Boyer beklagte sich nie. Das Zimmer war sein Heiligtum, und wer von uns ihn dort besuchen durfte und die Bücher sah, die nach und nach jeden freien Platz einnahmen, beneidete ihn um die Welt, die er sich unter dem Dachvorsprung des Farmhauses geschaffen hatte, das mein Großvater um die Jahrhundertwende erbaut hatte.

Ich war das einzige Mädchen und hatte deshalb ein eigenes Zimmer. Es war Boyers Zimmer gewesen, bis ich auftauchte und die Schlafordnung über den Haufen warf. Wenn er mir das jemals verübelt hat, ließ er es sich jedenfalls nicht anmerken. Ich hätte mein Reich gern mit ihm geteilt. Ich war zu klein, um zu begreifen, dass er unbedingt ein Zimmer für sich haben wollte.

Jeden Morgen war Boyer der Erste, der über das geschlossene Treppenhaus in die Küche hinunterging. Er stocherte in der Glut, warf dann ein Anzündholz darauf, um den gusseisernen Herd für Mom anzuheizen, ehe er sich auf den Weg in den Stall machte. Nachdem wir 1959 den Elektroherd bekommen hatten, ging er

direkt zur vorderen Veranda, wo er, winters wie summers, in seine kniehohen Gummistiefel stieg. Und jeden Morgen, zehn Minuten vor fünf, ließ Boyer die Küchentür hinter sich zufallen. Das Signal, mit dem er jedermann kundtat, dass er sich jetzt auf den Weg zum Stall machte. In der frühmorgendlichen Dunkelheit trieben er und der Farmarbeiter Jake, der über der Molkerei wohnte, die Kühe von der Weide herein.

Morgan und Carl hatten es nie eilig, in den Tag zu starten. Meistens rief mein Vater nach oben und drohte seinen jüngeren Söhnen mit eiskaltem Wasser. »Mutt & Jeff« nannte er sie, nach den beiden Comicfiguren. Morgan war zwei Jahre älter als Carl, aber schon als Kleinkind war Carl größer als sein Bruder. Die beiden waren dicke Freunde, unzertrennlich. Kam Morgan, sich den Schlaf aus den Augen reibend, die Treppe herunter, wussten wir, dass Carl gleich hinterhertorkeln würde; seine dicken Wollsocken bildeten Wülste vor seinen Füßen. Mom schalt ihn deswegen und sagte, er solle seine Socken hochziehen, und wir alle wunderten uns, dass er nicht dauernd stolperte, vor allem in dem dunklen Treppenhaus, aber irgendwie gehörten sie ebenso zu ihm wie seine Zehen.

Die morgendliche Parade meiner Brüder wiederholte sich mit derselben Zuverlässigkeit wie die Gebete meiner Mutter.

Mom betete bei jeder Gelegenheit und sorgte dafür, dass wir es auch so hielten. Vor jeder Mahlzeit senkten wir den Kopf, bevor noch eine Gabel gegen einen Teller klapperte. Jeden Abend nach dem Melken rief sie uns, den Rosenkranz in der Hand, in den Salon. Unter den Bildern von Jesus und Maria, die auf dem Kaminsims standen, betete sie vor: »Gegrüßet seist du, Maria, voll der Gnade, der Herr ist mit dir.« Ich kniete neben meinen

Brüdern auf dem zerkratzten Linoleum mit dem rosa und grauen Blumenmuster und bemühte mich, nicht herumzuzappeln. Mom glaubte felsenfest an den Spruch: »Die Familie, die zusammen betet, bleibt auch zusammen.«

Als ich noch ganz klein war, blinzelte ich zu Moms gesenktem Kopf hinauf, sah, wie sie die Lippen bewegte und die Perlen durch die Finger gleiten ließ, und dachte, dass ich das Beten, wenn man dadurch so schön wurde, richtig machen wollte.

Mutter war als Protestantin aufgewachsen. Als sie und Dad heirateten, konvertierte sie und warf sich der katholischen Kirche mit der Begeisterung eines ausgehungerten Liebhabers in die Arme.

»Als ich mit deinem Vater zum ersten Mal St. Anthony's betrat, wusste ich, dass ich dazugehörte«, erzählte sie mir. »Es war so ein Gefühl von Beständigkeit, als wären die Statuen, die Gemälde und die Ikonen immer schon da gewesen – und würden für immer bleiben. Das Licht, das durch die Buntglasfenster flutete, die Rituale, die ewig brennenden Kerzen, der Weihrauch ...«, sie dachte nach, als führte sie ein Selbstgespräch, »das alles fühlte sich irgendwie richtig an.«

Die Rosenkranzperlen waren ihr Trost, etwas Solides, woran man sich festhalten konnte. »Zu konvertieren war«, sagte sie, »wie nach Hause zu kommen.«

Sie versprach ihre noch ungeborenen Kinder der katholischen Kirche. Doch mit Ausnahme von Boyer – und auch bei ihm hielt es nicht lange vor – wurde keiner von uns je so fromm wie sie.

Unser Vater, als Katholik zur Welt gekommen, war längst nicht so religiös. Jeden Sonntag setzte er uns, bevor er mit seiner Milchauslieferung begann, bei St. Anthony's ab. Wenn er seine

Tour beendet hatte, sammelte er uns wieder ein. Falls das Wetter und die Straßenverhältnisse es erlaubten und die Arbeiten zu Hause erledigt waren, fuhr er für eine spätere Messe noch einmal in die Stadt. Mom begleitete ihn dann, und so besuchte sie gleich zwei Gottesdienste.

Zu seinen sporadischen Kirchenbesuchen äußerte sie sich nicht. Sie wusste, dass die Farm Vorrang hatte: vor der Kirche, vor den Freunden, vor der Familie, vor allem. Doch er schloss sich uns jeden Abend zum Rosenkranzbeten im Salon an, und wenn meine Eltern zu Bett gingen, hörte ich sie oft einträchtig Gebete murmeln. Ich stellte mir vor, wie sie neben ihrem Himmelbett wie Bilderbuchkinder knieten, die Hände gefaltet, die Köpfe gesenkt.

Gebete waren nicht alles, was ich hörte.

Meine Brüder, die nie darüber sprachen, müssen es auch gehört haben. Später, als ich selbst Mutter war, habe ich mich oft über die Sorglosigkeit meiner Eltern in diesem Punkt gewundert.

Sie unterhielten sich selten in ihrem Schlafzimmer. Die einzigen Worte, die ich verstand, waren ein flüchtiges »Gute Nacht, Gus« und »Gute Nacht, Nettie«. Dann hörte ich das lang gezogene Stöhnen der Sprungfedern, während sie in ihr Bett stiegen. Und manchmal ein rhythmisches Quietschen und gedämpfte animalische Laute, auf die ein paar Augenblicke der Stille folgten, ehe das kehlige Schnarchen meines Vaters und vielleicht ein Niesen meiner Mutter durch die Nacht drangen.

Erst Jahre später, als ich meine Mutter beobachtete, wie sie sich in den Tagen nach dem Tod meines Vaters zusammennahm, begriff ich, dass sie immer dann niesen musste, wenn sie ihre Tränen

zurückhielt. Ich glaube nicht, dass es meinem Vater jemals aufgefallen ist.

Er schien es ebenso wenig zu bemerken wie ihre nächtlichen Wanderungen.

Oft weckten mich protestierende Sprungfedern, und dann hörte ich die Schritte meiner Mutter, wie sie das Elternschlafzimmer verließ. Manchmal schlich ich mich die Treppe hinunter unter dem Vorwand, ins Badezimmer zu müssen. Wenn Mom nicht mit einer Tasse Tee und einem Buch am Küchentisch saß, machte ich mich auf die Suche nach ihr. Ich ging auf Zehenspitzen durch das Dunkel, bis ich sie fand, entweder im Wintergarten hinter dem Salon oder auf der vorderen Veranda, wo sie in die Nacht hinaus starnte. Sobald ich sie gesehen hatte, stahl ich mich wieder nach oben. Niemals hörte ich, dass mein Vater aufgestanden und ihr nachgegangen wäre und sie gebeten hätte, wieder ins Bett zu kommen.

Tagsüber war es eine andere Geschichte. Da waren meine Eltern keineswegs über öffentliche Bekundungen ihrer Zuneigung erhaben. Sie nutzten jeden Vorwand, um Händchen zu halten oder sich zu umarmen. Wie ein Teenager saß Mom stets neben Dad im Truck. Dann reckte er das Kinn, und wenn er halb zufällig, halb absichtlich mit dem Schaltknüppel Moms nacktes Bein streifte, stieß er einen Pfiff aus wie ein halbwüchsiger Schuljunge. Am Küchentisch tätschelte meine Mutter Dads Schulter oder streichelte seinen Arm, während sie sich über Geschäftliches unterhielten. Und wann immer sie gemeinsam unterwegs waren, gingen sie Hand in Hand. Doch es hatte den Anschein, dass alle persönlichen Gespräche vor ihrer Schlafzimmertür endeten und sie zu intimen Fremden wurden. Ich kann mir ihre wunderlichen

Paarungsakte nicht vorstellen, aber wahrscheinlich wurden sie mit ganzen Schichten von Nachtkleidern vollzogen. Immerhin führten sie dazu, dass meine Mutter bereits mit sechsundzwanzig Jahren vier Kinder zur Welt gebracht hatte.

Jahre später, nach dem Tod meines Vaters, erzählte mir meine Mutter – während eines von Kummer und Wein in Gang gesetzten nächtlichen Gesprächs, in dessen Verlauf sie ihr Herz ausschüttete –, dass sie meinen Vater niemals ohne Kleider zu Gesicht bekommen und dass auch er sie niemals nackt gesehen habe. Aus der Art, wie sie das sagte, hörte ich heraus, dass es nicht an ihr gelegen hatte. Ich stellte mir meine Mutter vor, wie sie hinter der Tür ihres Kleiderschranks aus ihrem gemusterten Kleid schlüpfte und sich ein bodenlanges Baumwollnachthemd über den Kopf zog. Und in der anderen Ecke sah ich vor meinem geistigen Auge, wie mein Vater sich bis auf seine wollene Unterwäsche auszog. Lange Unterhosen. Er trug sie wie eine zweite Haut, im Winter wie im Sommer; die einzige Zeit, die er ohne sie verbrachte, war während seiner seltenen Bäder.

Mein Vater weigerte sich, wie wir anderen regelmäßig zu baden. Er schwor, dass er sich jedes Mal erkältete oder gar eine Lungenentzündung holte. Er machte einen Bogen um die tiefe Wanne mit den Löwenklauen, die die Hälfte unseres Badezimmers einnahm. Jede Nacht nach dem abendlichen Melken hörten wir, wie er hinter der verschlossenen Badezimmertür mit dem Wasser herumplanschte. Einmal im Monat riskierte er Krankheit und Tod und nahm sein rituelles Bad. Man konnte Gift darauf nehmen, dass er am nächsten Tag herumhustete und bellte und schwor, nie wieder in die Wanne zu steigen.

Dad sagte, er brauche kein Bad; seine langen Unterhosen würden seinen Schweiß aufsaugen. Er hatte drei Stück, die er unter der Woche wechselte. Trotz seiner Weigerung, sich zu baden, glaubte ich niemals, dass mein Vater anders roch als wir. Alle hatten wir denselben Geruch nach Stall, Kuhdung, saurer Milch und Heu an uns. Dieser süßsäuerliche Geruch hing überall, in unseren Kleidern, im Haus; er war Teil von uns wie die Milch, die unseren Lebensunterhalt bedeutete. Wenn andere Kinder sich auf dem Schulhof die Nase zuhielten, kam es mir niemals in den Sinn, dass sie an unserem Geruch Anstoß nahmen. Wie begründet ihre Sticheleien waren, wurde mir erst bewusst, als ich nach zweijähriger Abwesenheit zum ersten Mal wieder nach Hause kam.

Jeden Samstagvormittag sortierten meine Mutter und ich die Berge schmutziger Kleider und Wäsche auf dem Boden der geschlossenen Veranda. Jede Woche landeten zwei von Vaters langen Unterhosen in einem Haufen mit den Boxershorts und T-Shirts meiner Brüder. Die Jungs weigerten sich, außer an den schlimmsten Wintertagen, solche »Longjohns« zu tragen. Ihre Unterwäsche kreiselte zusammen mit Dads in der Wäschetrommel herum, ein grauer Wirbel einer nach Mann und Stall riechenden Brühe.

Einmal sagte mir Mom, dass es interessant sei, was man aus der Schmutzwäsche über das Leben des Besitzers herauslesen könne. Sie kannte die Geheimnisse meiner Brüder aufgrund des Zustands ihrer Kleider und des Inhalts ihrer Taschen. Nicht dass sie dieses Wissen jemals gegen sie verwendet hätte. Sie vergötterte ihre Jungs und war nur erstaunt, wenn sie irgendetwas entdeckte, was verriet, dass sie auch nur Menschen waren: Tabakkrümel im

Futter ihrer Taschen, abgebrannte Zündhölzer, ein Stückchen Priem. In Flecken las sie wie in einem geheimen Tagebuch.

An jenem Washtag, als ein Kondom auf den Boden fiel, während Mom Morgans Jeanstaschen nach außen stülpte, war der Junge erst fünfzehn. Sie beugte sich vor und hob das eingerollte durchsichtige Ding auf. Mit gerunzelter Stirn warf sie einen Blick zu mir herüber, als würde sie sich fragen, ob ich wüsste, was das sei. Ich war zwölf und alt genug, um in der Schule Witze gehört zu haben und mir auf meine Art einen Reim darauf zu machen. Also verzog ich die Lippen zu einem angewiderten Grinsen, während meine Mutter den eigenwilligen Gummi zusammen mit den Knöpfen, Münzen und anderen Findlingen in ihrer Schürzentasche verschwinden ließ. Als die ganze Wäsche draußen im Wind flatterte, öffnete Mom die Küchentür, die zum Fuß der Treppe führte. Gewöhnlich ging sie nur nach oben, um die Betten neu zu beziehen, aber das hatten wir bereits erledigt. Ich wartete ein paar Minuten, dann folgte ich ihr und schlüpfte in mein eigenes Schlafzimmer. Nachdem sie die Treppe wieder hinuntergegangen war, spähte ich ins Zimmer meiner Brüder. Dort lag das Kondom, mitten auf Morgans frisch bezogenem Kopfkissen.

Ich hörte nie, dass Mom ihm gegenüber ihre Entdeckung auch nur mit einem Wort erwähnt hätte. Morgan war an jenem Tag beim Abendessen stiller als sonst. Er stand vor der Nachspeise vom Tisch auf und machte sich sogar noch vor Boyer auf den Weg zum Stall.

Ich bin mir sicher, dass Mom in meiner Schmutzwäsche genauso mühelos las wie in der meiner Brüder.

Sie wusste, wann ich im Sommer auf dem Heuboden gewesen war. Sie hatte eine krankhafte Angst vor Feuer, und obwohl sie

sich mit Dad darin einig war, dass ihre Ängste übertrieben waren, folgte sie ihren Instinkten. Jeder tat das. Deshalb war es uns an den heißen Augusttagen, wenn das Heu eingefahren war, streng verboten, da oben zu spielen. Das war eine der wenigen Vorschriften, die sie erließ.

Sie wusste, dass ich es war, die sich mit sieben Jahren in den Gemüsekeller geschlichen und drei Weckgläser mit Kirschen stibitzt hatte. Sie wusste, dass ich ein Ferkel bei dem Versuch, ihm im Wassertrog das Schwimmen beizubringen, fast ersäuft hatte. Und sie wusste, dass ich, als ich dreizehn war, meine erste Periode hatte. Auf die rosa Streifen in meinem Baumwollschlüpfer gab ich nicht weiter acht. Aber sie. Noch ehe ich wusste, dass ich sie brauchen würde, lagen eine große blaue Schachtel und ein Gummigürtel mit Haltern auf meinem Bett. Als mir klar wurde, wozu sie gedacht waren, glaubte ich, sie hätte es in meinen Teeblättern gelesen.

Meine Mutter pflegte, wenn ihre Freundinnen sie besuchten, aus den Teeblättern wahrzusagen. An manchen Nachmittagen, wenn Dad und meine Brüder Heu machten oder Brennholz schlugen, sagte sie zu mir: »Komm, Natalie, wir veranstalten eine Teeparty.«

Dann holte sie ihre guten Teetassen, das Porzellan ihrer Mutter, aus der Glasvitrine im Salon. Ich nenne ihn nur deshalb Salon, weil Mom ihn so nannte; eigentlich handelte es sich bloß um einen langen Raum neben der Küche, der zugleich als Esszimmer und Wohnstube diente. Mom stellte unsere Teetassen und die Kekse auf eine Ecke des riesigen Eichentischs, und dann nahmen »wir Frauen« uns einen freien Nachmittag, während »die Männer« arbeiteten. Nachdem ich meinen mit Milch gestreckten Tee

getrunken hatte, ließ sie mich die Tasse in der Untertasse auf den Kopf stellen und dreimal umdrehen. Dann las sie aus den Blättern meine Zukunft und meine Geheimnisse heraus.

Jahre später, als ich selbst eine Tochter hatte, begriff ich, dass es die Schmutzwäsche war, die alle unsere Geheimnisse verraten hatte.

Deshalb frage ich mich, wenn ich an all das zurückdenke, was nach jenem Sommertag geschah, wie es möglich war, dass sie es nicht vorhergesehen hatte.

Oktober 2003

Meine Mutter liegt im Sterben. Sie droht seit fünf Jahren damit. Dieses Mal ist es ihr, glaube ich, ernst.

Das höre ich aus Boyers Worten heraus: »Sie fragt nach dir, Natalie.«

Noch halb im Schlaf, bin ich nicht auf die ruhige Freundlichkeit in der Stimme meines Bruders vorbereitet. Ich kann mich nicht erinnern, wann wir zuletzt miteinander telefoniert haben. Es dauert einen Augenblick, bis ich Stimme und Nachricht zusammenbringe und das betretene Schweigen durch eine Antwort beende.

So steht es zwischen Boyer und mir. Unsere Gespräche sind gestelzt, stockend. Bei den seltenen Gelegenheiten, wenn wir zusammenkommen, schneiden wir uns ständig gegenseitig das Wort ab. Es ist, als fürchteten wir uns vor jedem Versuch, den Schaden wiedergutzumachen; den Schaden, der Wunden hinterlassen hat und Narben, die so glatt und ausgeheilt sind, dass ein noch so saches Ritzen dem Versuch gleichkäme, mit einem Messer in un-

versehrtes Fleisch zu stechen. Deshalb tasten Boyer und ich, wenn wir uns im Laufe meiner überfallartigen Besuche in Atwood begegnen, sorgsam nach belanglosen Worten; wir reden über das Wetter, die Straßenverhältnisse, meine Fahrt. Nur nicht über das, was zwischen uns steht.

»Ich denke, du solltest besser kommen«, sagt er jetzt. Es ist das erste Mal seit über vierunddreißig Jahren, dass mein Bruder mir einen Rat erteilt. Seine Worte reichen aus – sind schon zu viel.

»Ich bin morgen da«, sage ich, und wir murmeln etwas zum Abschied. Er lädt mich nicht ein, draußen auf der Farm zu übernachten, und ich bitte ihn nicht darum.

Nachdem ich aufgelegt habe, dreht sich Vern zu mir um und legt mir die Hand auf den Rücken.

»Es ist meine Mutter«, sage ich ins Dunkel hinein. »Ich muss nach Atwood fahren.«

»Ich bringe dich hin.«

Vern schaltet die Lampe über dem Kopfteil an. So ist mein Mann. Kein Zögern, keine Fragen, nur ein direktes Zusteuern auf all das, was angepackt werden muss.

Ich versuche zu lächeln: »Nein, es ist schon okay, ich kann den Bus nehmen.«

Das Flugzeug kommt nicht in Betracht, und zwar nicht nur wegen meiner Flugangst. Wir leben in der Nähe der Stadt Prince George, im Herzen von British Columbia. Atwood liegt im südlichsten Teil der Provinz. Es gibt keine Direktflüge. Mit einer Übernachtung in Vancouver dauert die Reise zwei Tage.

Vern setzt sich auf und lehnt sich gegen die Kissen, während ich aufstehe. Ich weiß, was jetzt kommt. Wir haben dieses Gespräch schon häufig geführt. Obwohl Vern und ich seit fast zehn

Jahren zusammen sind, ist er nicht in Atwood gewesen. Hat niemals meine Mutter kennengelernt. Auch Boyer nicht.

»Ich möchte mitkommen, Natalie«, sagt er, »für ein paar Tage können John und Ralph die Belegschaft übernehmen.«

Vern besitzt eine Baumschule. Die meisten seiner Pflanzler sind zum Beginn des Studienjahrs an die Universität zurückgekehrt. Wir beide wissen, wie schwer es für ihn ist, sich loszuseien, doch mir ist klar, dass er es ernst meint. »Wir können mit dem Auto viel schneller da sein«, fügt er hinzu.

»Nein, wirklich nicht. Es ist besser, wenn ich allein fahre.« Ich ziehe meinen Morgenmantel an. »Ich weiß nicht, wie lange ich bleiben muss. Und ich will nicht selber fahren, falls die Pässe zugeschneit sind. Mir macht es nichts aus, den Bus zu nehmen. Dann habe ich Zeit.«

Zeit? Zeit wozu? Damit Mom sterben kann?

Mit einer Anwendung von Schuldgefühlen frage ich mich, ob ich absichtlich so lange gewartet habe. Mom und ich haben beide unsere Geheimnisse und unsere Anflüge von Reue. Ist es zu spät für die Beichten und Fragen, die ich immer hatte loswerden wollen?

Ich tätschle Verns Schulter. »Schlaf weiter, ich studiere schon mal den Greyhound-Fahrplan.«

Während ich nach oben lange, um die Lampe auszuschalten, klingt Verns Seufzen schwer vor Enttäuschung, aber er widerspricht nicht.

Im Dunkeln gehe ich um das Bett herum zur Schlafzimmertür. Es ist eine Eigenart, die ich mir aus der Kindheit bewahrt habe, mir meinen Weg so zu ertasten, als wäre ich blind, die Schritte zu zählen und genau zu wissen, wo jedes Möbelstück steht. In letz-

ter Zeit frage ich mich, wenn ich mich dabei erwische, ob ich mich auf diese Weise auf das Alter vorbereite.

Der Mond scheint durch die Fenster meines Arbeitszimmers. Ich setze mich an den Computer, ohne die Lampen einzuschalten. Ich spare Strom. Erzwungene Gewohnheiten bleiben haften.

Der Bildschirm flackert auf, sobald ich die Maus berühre. Es gab eine Zeit, da brachte ich mit »Maus« nur die feuchten grauen Klumpen vor der Küchentür in Verbindung: Geschenke, die die Stallkatzen auf unserer Veranda ablegten. Jetzt, nachdem ich seit Jahren meinen Lebensunterhalt als freiberufliche Journalistin verdiene, bewegt sich diese Maus aus Plastik wie eine Verlängerung meines Arms. Die Schrift, einst mit der Hand geschrieben, dann auf der Remington Manual getippt, fließt jetzt von den Fingerspitzen direkt auf den leuchtenden Bildschirm; selbst wenn ich mich vertippe, werden die Fehler sofort korrigiert.

Der Greyhound-Fahrplan blitzt auf. Der nächste Bus fährt um sechs Uhr früh. Einschließlich Umsteigen und Warten an den Haltestellen dauert die Fahrt bis Atwood fünfzehn Stunden. Es ist, als hätten mich alle Wege meines Lebens immer weiter von jener abgelegenen Stadt in den West Kootenays weggeführt; als würde allein die Entfernung ausreichen als Entschuldigung, sie nicht zu besuchen, fernzubleiben von meiner Mutter und meinem Bruder. Und jetzt auch von meiner Tochter.

Ich schiele auf meine Uhr hinunter. Dreiundzwanzig Uhr zehn. Zu spät, um Jenny anzurufen? Nein, wie ihre Großmutter ist meine Tochter eine Nachteule. Immer schon gewesen. Ihre nächtlichen Wanderungen sind nur eine der vielen Eigenarten, die sie geerbt hat.

Sie sieht mir überhaupt nicht ähnlich, diese meine Tochter. Sie ist das Kind ihrer Großmutter. Das Haar mit den aschblonden Strähnen, die hohen markanten Wangenknochen, die himmelblauen Augen, der kleine Höcker auf der Nase und die makellose Haut, die so schnell sonnengebräunt ist – das alles hat eine Generation ausgelassen. Zumindest bei den Frauen. Boyer hat auch diese Züge, nur in kantiger Ausprägung. Die Augen, das Profil, das Lächeln, die Schönheit, die an meiner Mutter so einzigartig war – und immer noch ist.

Im Laufe der Jahre haben viele Leute sie hübsch genannt, aber das ist ein viel zu beliebiges Wort für die klassische Schönheit meiner Mutter. Meine Tochter trägt jetzt diese Schönheit mit Anmut, zusammen mit dem bezaubernden Lächeln ihrer Großmutter.

Mom und Boyer hat man oft für Bruder und Schwester gehalten. Und meine Tochter Jenny könnte ihr oder sein Kind sein.

Ich habe die braunen Augen und Haare meines Vaters geerbt, seine milchweiße Haut und seine groben Züge. Ich sehe aus wie eine Frau, die ich tatsächlich geworden bin: eine Außenseiterin, eine Fremde.

Ich wurde nach meiner Mutter genannt. Obwohl jeder sie Nettie nennt, lautet Moms richtiger Name Natalie Rose. Bei unserem Vornamen enden aber die Ähnlichkeiten. Ich hätte argwöhnen können, ein adoptiertes Kind zu sein, wenn ich die Geschichte nicht von Dad gehört hätte – so viele Male, dass es mir am Ende so vorkam, als würde ich mich selbst daran erinnern –, dass sie nämlich am Tag meiner Geburt, während er die Milch auslieferte, fünf Kilometer bergauf in die Stadt und zum Krankenhaus gelaufen ist.

Ich kam am 12. August 1951 zur Welt. Genau an dem Tag, an dem zweiundsechzig Jahre zuvor meine Großmutter, Amanda Margaret Ward, geboren wurde. Sie war das erste Baby, das in St. Helena's auf die Welt kam, in jenem Krankenhaus aus Ziegel- und Steinmauerwerk, dessen Fenster auf die Hauptstraße von Atwood hinunterblicken. Ihr Urenkel sollte das letzte Baby sein. Niemand erinnert sich heute noch an diese flüchtige Begebenheit, außer mir und vielleicht, in ihren lichtereren Momenten, meiner Mutter.

Heute Abend liegt sie in demselben Krankenhaus, möglicherweise in demselben Zimmer, in dem ich geboren wurde, und ruft meinen Namen.

Die Zerrüttung unserer Familie erfolgte ohne Vorwarnung. Es gab kein Ereignis im Zeitlupentempo, das man noch einmal hätte abspielen und überdenken können.

Die Tragödie von Irrungen und Wirrungen vollzog sich im Verlauf weniger Tage in einem längst vergangenen Sommer. Sie ließ jeden in unserer Familie mit seiner eigenen geheimen Version der Begebenheiten zurück. Und mit der Aufgabe, für den Rest seines Lebens damit zurechtzukommen.

Wenn ich die Zeit zurückspulen und die Vergangenheit neu gestalten könnte, würde ich das tun? Würde ich alles ändern, was danach geschehen ist?

Ja. Natürlich würde ich das tun. Aber man kann nur mit der Vergangenheit leben. Oder mit ihr begraben werden.

An jenem Julinachmittag beobachtete ich, wie Mom das Tor aufriegelte. Einen Moment fragte ich mich, ob sie, als sie den Job

an ihn vergab, wusste, dass der junge Mann auf der anderen Seite des Zauns einer dieser »langhaarigen Irren« war, wie mein Vater sie nannte. Ich war nicht sicher, ob ich dabei sein wollte, wenn Dad und meine Brüder mit der nächsten Fuhre Heu nach Hause kommen würden.

Erst vor ein paar Tagen hatte Mom, während sie die eben eingesammelten Eier im Abwaschbecken in der Küche säuberte, erwähnt, dass Dr. Benjamin Spock junge Amerikaner ermunterte, sich der Einberufung zu verweigern.

Mein Vater saß am Tisch und rollte sich seine Zigaretten. Er blickte auf und zog eine Augenbraue hoch. »Ob er wohl mal darüber nachgedacht hat, was passiert wäre, wenn die Väter und Großväter dieser Jungs auch so gedacht hätten?«, sagte er zu Moms Rücken.

Mom drehte sich um und lächelte Dad an. »Er möchte bloß, dass die Babys, denen er auf die Welt geholfen hat, eine Chance haben, auch erwachsen zu werden.«

Mein Vater schnaubte: »Diese Babys sind zu einer Bande verzogener Lümmel mit Zottelhaaren herangewachsen. Sie tragen Spruchbänder herum und fordern Frieden, weil sie nicht den Mumm haben, für ihr Land zu kämpfen.« Er ließ seine Zunge an der Papierkante einer frisch gerollten Zigarette entlanggleiten.

Boyer, damals dreiundzwanzig, saß am anderen Ende des Tisches. Er sah meinen Vater über den Rand seiner Kaffeetasse an. Mit seiner ruhigen Stimme sagte er: »Es geht um Wahlfreiheit. Allein schon die Tatsache, dass es eine Wehrpflicht gibt, nimmt ihnen ihr demokratisches Recht zu wählen. Mir scheint, diejenigen, die Nein sagen, machen sich eher für die Demokratie stark.«

Und dann ergänzte er: »Wenigstens haben sie die Chance, sich für etwas einzusetzen, was größer ist als sie selbst.«

Und hier nun spazierte jemand in unser Leben, der so aussah, als hätte er genau das getan.

Er war ganz anders angezogen als wir alle hier. Statt der Jeans- oder Karohemden mit Druckknöpfen, die mein Vater und meine Brüder trugen, hing eine beigefarbene indische Baumwolltunika lose über den dunklen Schlaghosen. Statt in Cowboystiefeln steckten seine Füße in Mokassins. Ein aus Holz geschnitztes Emblem – ein Friedenszeichen, wie ich später erfahren sollte – baumelte an einem Lederband von seinem Hals. Seine langen Haare waren von der Farbe eines Heuhaufens, der in der Sonne trocknet.

Aber es waren seine Augen, die mich in Bann schlugen. Sie waren von der Farbe eines blaugrünen Ozeans, den ich nur in meiner Phantasie gesehen hatte. Wenn er blinzelte, schlossen sie sich und öffneten sich langsam wieder, fast so, als wären die dichten, erstaunlich dunklen Wimpern zu schwer für seine Lider. Als Mom später einmal diese Augen beschrieb, sagte sie, er habe Wimpern gehabt, für die »die meisten Frauen zu Mörderinnen würden«.

»Schlafzimmeraugen«, schnaubte unsere Nachbarin, die alte Mama Cooper, nachdem sie ihn kennengelernt hatte.

Der Fremde lächelte, als Mom das Tor öffnete, ein Lächeln, das vorzeitige Fältchen zum Vorschein brachte. Er stellte seinen Gitarrenkasten ab, schüttelte die Segeltuchtasche von der Schulter und streckte die Hand aus. »Guten Tag, Ma'am«, sagte er und sprach das »a« in Ma'am etwas gedehnt aus.

»Nettie«, lächelte meine Mutter zurück und drückte ihm die Hand. »Sie können mich Nettie nennen.«

»Nettie«, wiederholte er. Ihr Name klang weich und warm, wie Musik.

»Und du musst Richard Jordan sein«, sagte Mom. Ihre Hand lag immer noch in seiner.

»River«, sagte er. »Meine Freunde nennen mich River.«

Als ich seine Stimme hörte, begriff ich, warum meine Mutter ihn angestellt hatte. Seine Stimme war seine Empfehlung, so beruhigend wie eine bekannte Melodie.

»River«, wiederholte Mom. »Ich freue mich, dich kennenzulernen.« Sie ließ seine Hand los und wandte sich zu mir. »Und das ist meine Tochter Nat.«

»Natalie«, verbesserte ich. Ich wollte hören, wie er meinen ganzen Namen aussprach. Ich wollte, dass es möglichst lange dauerte.

Er streckte mir die Hand entgegen. »Tja, es ist mir ein Vergnügen, dich kennenzulernen, Natalie«, sagte er.

Und mein Name fiel matt in die still stehende Luft, dumpf, kein Zauber, keine Musik, nur Vokale und Konsonanten. Drei farblose Silben.

Der Fremde ergriff meine Hand und drückte sie fest. Ich stand wie erstarrt da, war mir plötzlich meines kindischen Pferdeschwanzes, meiner Jeans, meines weiten T-Shirts und meiner ganzen Erscheinung eines Wildfangs bewusst, auf die ich bis zu diesem Augenblick so stolz gewesen war. Mit einem Ruck zog ich meine Hand zurück und versteckte sie hinter meinem Rücken.

»Na schön«, sagte meine Mutter. »Jetzt kommst du mit mir, River, und ich zeige dir dein Zimmer über der Molkerei. Du kannst dich dort einrichten, deine Sachen einräumen, und dann kommst du wieder ins Haus und isst etwas.« Moms todsichere Lösung für

alles: Fülle ihre Mägen und lerne sie kennen, solange sie nicht darauf vorbereitet sind.

River nahm sein Gepäck, und zusammen zogen sie in Richtung Molkerei. Buddy folgte ihnen mit wedelndem Schwanz. Als sie am Rosengarten vorbeikamen, hörte ich River sagen: »Da haben Sie aber einen schönen Garten, Ma'am.«

»Danke sehr.«

»Wussten Sie, dass Jacqueline Kennedy einen Rosengarten hatte, als sie im Weißen Haus wohnte?«

»Ich wette, dass sie niemals die Rosen selber zurückschneiden musste«, erwiderte meine Mutter lachend.

Diesen Garten zu pflegen war für Mom immer eine Tortur. Einmal in der Woche, vom Frühling bis in den Herbst, zog sie Dads wasserfestes Lodenzeug, Lederhandschuhe und Gummistiefel an. Dann fiel sie über die Rosensträucher mit der vollen Wucht eines Kriegers her. Dennoch fanden die wütenden Dornen ihren Weg durch Moms Rüstung und hinterließen winzige Blutspuren.

Ich habe mich oft gefragt, was sie dachte, wenn sie so mit den Büschen herumstritt, als erwartete sie freche Antworten.

»Rosen, Natalie«, erklärte sie mir einmal, »sind weit überschätzte Blumen.«

An jenem Nachmittag beobachtete ich also, wie meine Mutter und der Fremde am Rosengarten vorbeisclenderten. Eine Brise trug den Duft der Blüten durch die hitzegeladene Luft. Ich stand beim Tor und fühlte mich ausgeschlossen von dem, was meine Mutter zum Lachen brachte.

Während sie über den Hof gingen, fiel mir auf, dass mir etwas an diesen beiden bekannt vorkam. Und dann wurde mir klar, dass River, von hinten, Boyer ähnelte. Boyer in Hippiekleidern!

Wie sie so neben River einherging, sah meine Mutter aus wie ein junges Mädchen, und ihre Hüften schwangen in einem Rhythmus, den ich nie zuvor bemerkt hatte. Zum ersten Mal in meinem Leben ärgerte ich mich über meinen Körper, die Figur, die ich von meinem Vater geerbt hatte. Zum ersten Mal empfand ich meiner Mutter gegenüber ein anderes Gefühl als blinde Verehrung.

»Arm waren wir nicht«, sagte meine Mutter oft über diese Zeit, »wir hatten bloß kein Geld.«

Ihr zufolge kaufte mein Vater immer dann, wenn es ein bisschen voranging, weitere Kühe oder neue Geräte hinzu. Doch das Einzige, worüber sie sich damals beklagte, war, dass es kein »anständiges Familienfoto« gab.

Mein Vater ließ sich schließlich erweichen, und das Resultat seiner Kapitulation bewahre ich immer noch in einem Schuhkarton auf, zusammen mit den Schnappschüssen, die ich, wie ich mir immer wieder vornehme, irgendwann in ein Album kleben werde.

Das Familienporträt wurde von einem reisenden Fotografen aufgenommen. Jedes Jahr im September oder Oktober tauchte ein breiter blauer Kleinbus, ein mobiles Fotoatelier, auf dem unbebauten Grundstück neben der Texaco-Tankstelle an der Main Street auf. Es trieb Jeffrey Mann, den Fotografen vor Ort, zur Weißglut, dass die Leute vor dem Minibus Schlange standen. Jedes Jahr klagte er allen, die ihm zuhörten, sein Leid darüber, dass »diese Vagabunden in der Stadt auftauchen und mir das ganze Weihnachtsgeschäft vermässeln«.

An einem Herbstnachmittag 1965, also in dem Jahr, bevor River kam, hielt mein Vater, der gerade aus der Stadt zurückgekehrt war, Mom einen Handzettel hin. »Was hältst du davon, Nettie?«

Mom nahm die glänzende Reklame in die Hand und studierte die Preise. »Nicht übel«, überlegte sie. »Sie haben sogar abgepackte Weihnachtskarten«, fügte sie wehmütig hinzu. »Aber ich finde es einfach nicht richtig, Jeffrey das Geschäft zu verderben.«

»Wie sollten wir ihm denn sein Geschäft verderben, wenn wir es uns sowieso nicht leisten können?«, fragte mein Vater. Ich beobachtete, wie meine Mutter gegen die Versuchung ankämpfte, endlich ein Familienporträt zu bekommen.

Zwei Tage später standen wir im Schutze der Dunkelheit vor dem geparkten Kleinbus und warteten darauf, dass wir an die Reihe kämen, uns vor der Kulisse mit dem blauen Himmel und den duftigen Wolken aufzubauen.

Später wurde Mom wegen ihres Treuebruchs von Gewissensbissen geplagt. Wenn die Manns auf einen Besuch zu uns herauskamen, nahm sie das Bild vom Klavierdeckel und versteckte es im Schlafzimmer. Aber ein schlechtes Gewissen ist, wie Mama Cooper zu sagen pflegte, »kein sanftes Ruhekissen«, und meine Mutter, die keine berechnende Frau war, verschickte in diesem Jahr ihre einzigartigen neuen Weihnachtskarten wie in jedem Jahr. Nachdem sie sie unterschrieben und abgeschickt hatte, fiel ihr siedend heiß ein, dass sie auch eine für Jeffrey und June Mann eingesteckt hatte, und sie war am Boden zerstört.

Für das Familienporträt hatten wir uns alle in unseren Sonntagstaat geworfen. Doch immer wenn ich es mir anschau, sehe ich vor meinem geistigen Auge einen Brandfleck hinten auf Boyers Hemd. Bevor wir an jenem Abend in die Stadt fahren, überraschte er mich, als ich, in Tränen aufgelöst, vor dem Bügelbrett stand. »Ich habe ein Loch in dein Hemd gebrannt«, jammerte ich und konnte ihm nicht in die Augen sehen. Nicht dass ich Angst

gehabt hätte – Boyer war niemals böse auf mich. Aber der Gedanke, ihn zu enttäuschen, war mir schrecklich, und ich hatte soeben sein Lieblingshemd kaputt gemacht.

»Es ist doch nur ein Hemd, Natalie«, sagte Boyer sanft. »Es lohnt sich nicht, deswegen zu weinen.« Er reichte mir sein Taschentuch. »Außerdem«, fügte er hinzu, während er sich das versenkte Hemd besah, »nehmen sie das Foto doch von vorn auf.«

Jeder, der das Bild betrachtete, lächelte angesichts des Mischmaschs von Gestalten, aus dem unsere Familie bestand. Mom und ich saßen auf einer Bank, Dad und die drei Jungs standen hinter uns. Boyer war damals zweiundzwanzig und mit seinen blonden Haaren und blauen Augen der Einzige von uns, der Mom wirklich ähnlich sah. Bis auf die Größe. Er maß einen Meter dreiundachtzig, gut fünf Zentimeter mehr als Dad, der rechts von ihm stand.

Dad hatte markige Gesichtszüge und sah aus wie ein knittiger John Wayne. Morgan und ich hatten seine dunklen Augen und sein braunes Haar geerbt – »Mäusedreckbraun« nannte mein Vater diese Farbe.

Morgan stand auf der anderen Seite von Dad mit den gleichen lachenden Augen, dem gleichen spitz zulaufenden Mephisto-Haaransatz und dem gleichen starken Kiefer. Aber im Gegensatz zu Dad war er klein und stämmig. Mit siebzehn maß Morgan nur einen Meter siebenundsechzig. Er sollte nicht mehr weiter wachsen. Carl war fünfzehn und bestand nur aus Händen und Füßen, die noch nicht zu ihm passten. Er stand rechts neben Morgan und überragte seinen älteren Bruder. Carl mit seinen roten Haaren und den Sommersprossen war die Entgleisung schlechthin: ein Rückschritt – wie ihn Dad und Mom oft aufzogen – in die Richtung einiger verheirateter Vettern auf Moms Seite.

Wie leicht es uns allen fiel, in die Kamera zu lächeln! Das Lächeln einer Familie, die zwar über keine finanziellen Reichtümer verfügte, aber sich bewusst war, dass ihr Leben reich und süß war wie Moms frische Butter. Ich frage mich, ob seither einer von uns wieder so offen, so ehrlich gelächelt hat. Selbst Mom, die kamerascheu war, lächelte mit kaum verhohlenem Stolz.

Mit vierzehn war ich bereits gut fünf Zentimeter größer und wahrscheinlich sieben Kilo schwerer als sie. Mom war einsebenundfünfzig – also genau diese five-foot two, wie es in dem Schlager hieß, den sie, wie sie beteuerte, nicht ausstehen konnte. Sie war zierlich und anmutig, aber nicht schwach.

Ich war noch ziemlich klein, als mir dämmerte, dass ich niemals schön sein würde, dass man sich niemals so nach mir umdrehen würde wie nach meiner Mutter. Ich wuchs in dem Bewusstsein auf, dass ich niemals diese anerkennenden Blicke von Männern beziehungsweise dieses schmallippige Lächeln der Frauen ernten würde. Ich hatte bereits die Hälfte meiner Teenagerjahre hinter mir, als ich anfang, mich darüber zu grämen. Das war, als River kam. Bis dahin hatte ich mich in ihrem Glanz gesonnt. Selbst dann, wenn andere gedankenlos auf den Unterschied zwischen uns hinwiesen.

Als Mom mich an jenem Sommertag River vorstellte, war ich erleichtert, in diesen blauen Augen keine Überraschung, keinen Hinweis auf irgendeinen Vergleich zwischen Mom und mir zu erkennen. Und ich war dankbar, keinen weiteren ungalanten Kommentar darüber zu hören, wie wenig ich meiner Mutter ähnelte.

Ich war sieben Jahre alt, als ich zum ersten Mal eine dieser unbedachten Bemerkungen mit anhörte. In jenem Winter hatte man mich ausgewählt, bei unserer Weihnachtsfeier in der Schule eine

Ballade zu rezitieren. Das Gedicht über den Gründer unserer Stadt, Daniel Atwood, hatte kein Geringeres als mein großer Schwarm verfasst, nämlich Boyer Angus Ward. Er übte schon Wochen vor dem Auftritt jeden Abend mit mir.

Als ich die Ballade zum ersten Mal las, saß ich an dem behelfsmäßigen Schreibtisch in Boyers Dachbodenzimmerchen. »Wird Mr. Atwood das nicht krumm nehmen?«, fragte ich. Alles, was ich über die Familie Atwood wusste, war, dass sie in einem riesigen Gebäude wohnte, das auf die Main Street schaute.

»Keine Sorge«, lächelte Boyer. »Es geht um den ersten Mr. Atwood, den alten Daniel. Stanley senior ist sein Sohn, und der ist überhaupt nicht so wie sein Vater. Stanley könnte man einen Philanthropen nennen.«

»Philanthro...?«

»Das ist dein Zehnpennywort der Woche!«, sagte Boyer und reichte mir sein *Webster's Dictionary* herüber.

Am nächsten Tag nahm ich die Ballade als meinen Beitrag für die Konzertprobe in die Schule mit. Boyer und ich hatten die Verse so viele Male geübt, dass ich sie im Schlaf wiederholen konnte. Ich kann sie immer noch aufsagen. Ich weiß inzwischen, dass das Werk, von einem fünfzehnjährigen Jungen geschrieben, kein großer literarischer Wurf war, aber damals war es das für mich, und ich fühlte mich verantwortlich, mich den Worten meines Bruders würdig zu erweisen. Am Abend des Konzerts stand ich auf der Bühne des Turn- und Vortragssaals der Atwood Elementary School und musste schlucken.

Mom saß in der ersten Reihe und strahlte mich an, während ich auf meinen Einsatz wartete. Mein Vater neben ihr zwinkerte mir zu und grinste mit seinen blitzend weißen Zähnen herauf.

Morgan und Carl saßen in der hinteren Reihe und schnitten Grimassen. Ich konzentrierte mich auf Boyers aufmunterndes Lächeln und begann:

Im Atwood Hotel, da erzählt man sich Geschichten,
Zwischen Kartenspiel und Kautabak,
Geschichten, wie das erste Gold hier fand
Daniel Atwood, auch der Alte Elchbulle genannt.

Ich warf die Worte direkt Boyer zu, wie er es mir in seiner Dachkammer beigebracht hatte. Und er nickte bei jedem, als hätte er es aufgefangen.

Dan-Elchbulle soll aus dem Norden gekommen und
Entsprechend bullig gewesen sein.
Aus Alaska war er geflohen,
Um nicht am Galgen zu enden im Abendschein.

Mit seinem Pferd, so heißt es,
Habe er hier in der Kälte Rast gemacht.
Da soll er gleich auf dem gefrorenen Boden
Auf einen Klumpen Gold getreten sein um Mitternacht.

Im Nu hatte Dan die erste Grube gegraben,
Flugs war der erste Schacht ausgehoben.
Doch dann, als die Goldgräber hierherströmten,
Konnten sie nur noch verzweifelt toben.

Doch er gab ihnen Lohn und Brot
Und behandelte sie nicht wie Dreck.
Sondern baute diese Stadt hier auf:
Sägewerk, Läden, unser Hotel und noch so manches Eck.

Es heißt, der Alte hat jeden Cent gespart und
vermehrt seine Habe.
Und als er eines Tages tot umfiel,
War er der reichste Mann,
Den je man getragen hat zu Grabe.

Jetzt ist Stanley an der Reihe, der Sohn des alten Dan.
Sein Vermögen vermehrt er und gibt es aus zugleich.
Betreibt weiter die Mine –
Und wir sind gern in seinem Reich.

Deshalb wollen wir an diesem Feste
Trinken auf das Gold, das aus der Erde kam,
Auf Stanley, der es nicht für sich behält,
Und auf den alten Elchbullen, mit dem alles seinen
Anfang nahm.

Als ich geendigt hatte, konnte ich nicht feststellen, ob das
Gelächter, das zwischen dem Beifall durchklang, den Worten galt
oder mir, aber Boyers Lächeln genügte mir.

*Wenn Sie weiterlesen wollen: Der Roman von Donna Milner »River«
ist ab 11. September erhältlich überall, wo es Bücher gibt.*



Donna Milner *lebt mit ihrem Mann im kanadischen Bundesstaat British Columbia. Sie hängte ihre Karriere als Immobilienmaklerin an den Nagel, um sich ganz dem Schreiben zu widmen, nachdem »River« ein überwältigendes internationales Echo gefunden hatte. In England und den USA gilt sie als vielversprechendste Newcomerin 2008.*